

Petr Vizina

Mit dem gelben Stern in einem leeren Zugabteil

Erinnerungen von
Lydia Tischler

Herausgegeben von Kultur- und Kunstverein Oederan e. V.
Aus dem Tschechischen übersetzt von Noemi Klein

HENTRICH
& HENTRICH

Mit freundlicher Unterstützung von

Deutsch-Tschechischer Zukunftsfonds
Česko-německý fond budoucnosti

Deutsch-Tschechischer
Zukunftsfonds



Česko-německý
fond budoucnosti

Berthold Leibinger Stiftung



Berthold Leibinger
Stiftung

Deutsche Erstausgabe

Titel der Originalausgabe: Petr Vizina, Lydie Tischlerová, Se žlutou hvězdou
v prázdném kupé. Vzpomínky Lydie Tischlerové, Vyšehrad/Albatros Media,
Tschechische Republik, 2021

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte Daten sind im Internet
über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

© 2021 by Petr Vizina, Lydia Tischler

© der deutschen Ausgabe 2026

Hentrich & Hentrich Verlag Berlin Leipzig

Inh. Dr. Nora Pester

Capa-Haus

Jahnallee 61

04177 Leipzig

info@hentrichhentrich.de

www.hentrichhentrich.de

Lektorat: Malte Gerken

Umschlag und Gestaltung: Ulrike Vetter

Druck: Winterwork Borsdorf

Alle Abbildungen stammen aus Privatbesitz.

1. Auflage 2026

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 978-3-95565-802-1

Inhalt

Geleitwort der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg	9
Vorwort	13
Präambel	15
Prolog	21
Vorwegnahme	23

Ostrau vor dem Krieg (1929–1939)

Geselliger Vater, häusliche Mutter	27
Stadt meiner Kindheit	33
Kindheitserinnerungen in der Psychoanalyse	36
Hitlers langer Schatten	41
Schweigen und Furcht	43

Besetzung Ostraus und Flucht- versuch nach Polen (1939–1945)

1939–1945 (Text: Lydia Tischler, verfasst um 1990)	45
Vaters unklare Geschichte	46
„Ich bringe Ihnen Ihre Tochter gleich zurück“	51
Pogrome in Krakau	54
Erster Verlust der Privatsphäre	55
	58

Prag im Krieg und das Ghetto Theresienstadt (April 1940 – Oktober 1944)

In einem Prager Waisenhaus	62
Mit einem gelben Stern in einem leeren Zugabteil	64
Erste Transporte nach Theresienstadt	66
Chicorée, Kohl und Verdi	69

Auschwitz und Arbeitslager in Oederan (Oktober 1944 – April 1945)

Das Gewissen von Auschwitz	72
Im Viehwaggon zum Arbeitslager	75
Der Tod und der lebendige Glaube	79
Eine Ohrfeige und der sechzehnte Geburtstag	81
Weihnachtspost aus Oederan	84

Erholungsheime für Kinder aus Konzentrationslagern (April – August 1945)

Flucht vor den Amerikanern	86
Přemysl Pitter	89
Grießbrei	91
Wer hielt deine Hand?	93
Das Gewissen und seine Täuschung	94
Der Tod ist wie einen Mantel ausziehen	95
Die deutsche Sprache und das Selbstvertrauen	98

Emigration nach England (1945)

Nach England zu meinem Vater	100
Englische Eigenheiten	105
Vater war nicht zu einem Lord geworden	107
Ich fühlte mich Großbritannien nicht verpflichtet	109
Die im Nirgendwo Heimische	112

Studium, Kinderarbeit und Psychoanalyse

Eine Ausländerin und ihre Bildung	114
Enge Freundschaft mit Nelly, John und Lucie	117
Ich entscheide mich für die Psychoanalyse	119
Ich studiere bei Anna Freud	123

Tschechoslowakei – Israel – England

Rückkehr in die Tschechoslowakei	129
Austin Mini und slowakische Automechaniker	132
Jüdische Weihnachten und brüderliche Hilfe 1968	134
Nachkriegs-Großbritannien und elterliche Grenzen	137
In Israel sprechen wir nicht über Konzentrationslager	139
Verheiratet mit über vierzig	141

Entwicklung der Psychoanalyse nach dem Krieg

Die Psychoanalyse wird populär	147
Freud, Klein und die Jungianer	149

Fälle aus der Therapie	152
Alte Schule	155
 Persönliches	
Männerbeziehungen	156
Mein erstes eigenes Zuhause	156
Gemeinschaftsleben	158
Wir nehmen Kinder ernst	160
Hass auf andere	162
 Epilog	
Die eigenen Grenzen überschreiten	165
Eine Nummer als Ehrenzeichen	167
Ecce Homo	169
 Anmerkungen	175

Geleitwort

Nach der Befreiung aus dem tödlichen Kosmos der Konzentrations- und Vernichtungslager war das Sprechen und noch mehr das Schreiben der Überlebenden alles andere als selbstverständlich. Was immer sie berichteten, es schien aus einem Paralleluniversum in die Welt getragen zu sein. Ihr Überleben war die Ausnahme, ein Unfall, der – ging es nach den Absichten der Täter – nicht hätte vorkommen sollen. Und auch den „Siegern des Krieges“ waren sie suspekt, war ihr radikales „Opfer-Sein“ nicht geheuer. In vielen Ländern waren ehemals Verfolgte nach 1945 erneut von Marginalisierung und Diskriminierung betroffen. Für sie verbot sich das Sprechen und Schreiben häufig schon deshalb, weil sie erneute Verfolgung befürchten mussten. Den Machthabern in der Sowjetunion galten die den Lagern entkommenen Landsleute gar als Kollaborateure der Nationalsozialisten.

Die dem Terror Entronnenen selbst konnten oder wollten daher häufig genug nicht darüber sprechen oder schreiben, wie sie diese Zeit überstanden hatten, welchen eigenen Handlungen oder welchen Zufällen sie ihr Überleben verdankten.

Viele von ihnen hatten weder das Gefühl, dass sich jemand dafür interessieren würde noch, dass sie irgendetwas verstehen könnte.

Und so standen schon die ersten Berichte unter dem Eindruck einer unmöglichen Aufgabe, einer Übersetzungsleistung, die nicht wirklich gelingen konnte. Als ein Beispiel der sehr frühen schriftlichen Aufzeichnung aus 1945 gilt das Buch „Niemand, nichts – ein Jude“ der ehemaligen Oederaner Zwangsarbeiterin Grete Salus.

Weiterhin wurde es versucht, von wenigen zuerst, seit Ende der 1970er Jahre dann immer häufiger. Und dies in einem Spannungsfeld von Erwartungen und Widerständigkeit, von Sinnsuche und der Suche nach verständlichen Bildern, für ein Geschehen, das sich eher zu einer Statistik verdichten ließ als zu einem Bild. Und das immer wieder in einem Abgrund von Sinnlosigkeit zu verschwinden drohte.

Ab Mitte der 1990er Jahre, 50 Jahre nach Ende der Schoa, änderte sich die öffentliche Aufmerksamkeit, das öffentliche Zuhören, aber auch die gesellschaftliche Erwartungshaltung gegenüber den zu Zeitzeugen gewordenen Überlebenden fundamental: Nun sollten sie zu Bürgern historischer Sinnstiftung werden. Und dementsprechend wurde eingeblendet, was ins Bild passte und ausgeblendet, was – und auch wer – dem nicht entsprach. Viele von ihnen versuchten, ihre Erinnerung in die Narrative ihrer Zeit und ihrer Gesellschaften einzupassen, den Erwartungen zu entsprechen.

Doch das „Sprechen“ der Überlebenden, ihre Zeitzeugenschaft entzog sich solchen Zurichtungen

immer wieder. In manchen ihrer Reflexionen, wortmächtig artikuliert von Autoren und Autorinnen wie Primo Levi und Charlotte Delbo, Jean Améry und Ruth Klüger – und weniger bewusst und provokativ auch von vielen anderen –, meldeten sie Widerspruch an, versuchten sich den an sie gerichteten Erwartungen und den stereotypen Bildern der Überlebenden zu entziehen.

In dieser Tradition steht das vorliegende Buch von Lydia Tischler, dem viele kluge, nachdenkliche und sich selbst beunruhigende Leserinnen und Leser zu wünschen sind. Es eignet sich weder zur emotionalen und moralischen Affirmation noch zum identifikatorischen Mitleiden. Beides wird der Autorin nicht gerecht, die sich diese Zeilen aus ihrem Innersten abgerungen hat.

*Prof. Dr. Jörg Skriebeleit
KZ-Gedenkstätte Flossenbürg
Juni 2026*

Vorwort

Lydia Tischler wurde im Herbst 1944 von Auschwitz nach Oederan verschleppt. Sie überlebte und wurde am 8. Mai 1945 im KZ Theresienstadt durch die Rote Armee befreit. Im Mai 2007 besuchte sie zum ersten Mal Oederan – freiwillig, im Zuge einer Einladung des Kultur- und Kunstvereins Oederan e. V.

Sie konnte ein neues Oederan kennenlernen, sprach mit Oederanern und vielen Jugendlichen. Im Jahr 2025 besuchte sie Oederan zum zweiten Mal und berichtet aus ihrem Leben, insbesondere vor Jugendlichen.

Bewegend war die Gedenkfeier am 30. April 2025 im ehemaligen KZ Oederan und an den jüdischen Gräbern des Friedhofs, wo nach 80 Jahren an das Ende der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft erinnert wurde. Plastisch erzählte sie unter anderem vom Begräbnis einer Mitgefangenen. Viele Teilnehmer – Jugendliche und Erwachsene – waren sehr berührt und nachdenklich über das Schicksal von Lydia Tischler und über ihren Umgang mit dem erlebten Unrecht.

Deshalb sind wir sehr froh darüber, dass sie ihre Lebenserinnerungen aufgeschrieben hat und diese jetzt auch in deutscher Sprache erscheinen. Lydia

Tischlers Leben ist ein besonders Leben und das nicht nur, weil sie den Holocaust in Theresienstadt, Auschwitz und Oederan überlebt hat. So schildern ihre Erinnerungen eindrucksvoll, wie die Verfolgung und Ermordung der Juden im Nationalsozialismus sowohl ihre eigene Biografie als auch die ihrer gesamten Familie geprägt hat. Sie erzählt von der Trauer über die Ermordeten, beschreibt Schuldgefühle der Überlebenden, die ihr gesamtes Leben beeinträchtigen. Sie beschreibt jedoch auch, wie es ihr selbst gelang, aus der Opferrolle herauszutreten und sich ein neues Leben aufzubauen.

Damit erinnert der Text nicht nur an den Holocaust, sondern geht darüber hinaus. So stellt er dar, dass trotz traumatisierender Erlebnisse in Kindheit und Jugend ein „gutes“ Leben möglich ist. Lydia Tischler war beruflich erfolgreich und erlebte tiefe Beziehungen mit anderen Menschen. Genau das wünschen sich gerade junge Leute heute, und so kann das Buch besonders für sie beispielgebend und ermutigend sein.

Ihre Lebenserinnerungen sollen nunmehr auch auf Deutsch – in der Sprache der Täter – erscheinen, das wünschte sich Lydia Tischler ausdrücklich. Dafür haben wir uns eingesetzt. Denn das Buch ist wichtig – heute, im Jahr 2026.

Mögen viele das Buch lesen, sich berühren, zum Nachdenken anregen und ermutigen lassen.

*Eberhard Ohm und Petra Porstmann
Kultur- und Kunstverein Oederan e. V.
Juni 2026*

Präambel

Die Memoiren von Lydia Tischler, einer britischen psychoanalytischen Psychotherapeutin, die während der Ersten Tschechoslowakischen Republik in der damaligen mährischen Stadt Ostrava (Ostrau) geboren wurde, widersetzen sich den typischen Kriegserzählungen, die gewöhnlich mit der Besetzung der Republik beginnen und mit der Befreiung enden.

Aber keine Geschichte schwebt in einem luftleeren Raum, auch nicht die schrecklichste, zu denen zweifellos die Geschichte des Holocaust im 20. Jahrhundert gehört.

Wie war das Verhältnis der tschechoslowakischen Juden zur Masaryk-Republik? Haben sie gehofft, dass die Tschechoslowakei sie vor Hitler schützen würde? Diese und andere Fragen kamen mir in den Sinn, als Lydia mir von ihrer Kindheit in einem Miethaus im Zentrum der Bergbaustadt erzählte, in einer Familie, die nicht besonders fortschrittlich war, in der sich Tschechisch und Deutsch ganz selbstverständlich vermischten und in der die Zugehörigkeit zum Judentum eher kulturell als religiös war.

Ich habe Lydia im Sommer 2019 als eine vitale und mitunter ironische Zeitgenossin kennengelernt, in deren Tschechisch immer noch ein schlesischer

Akzent wahrnehmbar war, obwohl sie vor sehr langer Zeit, bereits im Sommer 1945, mit anderen Kriegswaisen von einer RAF-Bomberstaffel nach Großbritannien ausgeflogen wurde.

Später ließ sie sich bei Anna Freud, der Tochter von Sigmund Freud, in Kinderpsychoanalyse ausbilden und gründete in Tschechien nach 1994 eine Ausbildung in psychoanalytischer Psychotherapie für Kinder und Jugendliche.

Lydias Welt war die meiste Zeit ihres bisherigen Lebens durch die Beschäftigung mit Psychologie geprägt, genauer gesagt durch die Psychoanalyse, einem Bereich, in dem das Verschwiegene und Unausgesprochene, die Träume sowie die meist unterdrückten, menschlichen Fantasien thematisiert werden.

Lydias Sicht auf das Geschehene und das Erlebte wird in dieser Autobiografie vor dem Hintergrund ihrer Berufserfahrungen von ihr selbst analysiert und kommentiert.

Schließlich manifestierte sich das Wesen des Nazi-regimes klar und deutlich nicht erst in Hitlers Wahnvorstellungen über das großdeutsche Reich, sondern bereits im Vokabular des Hasses, mit dem die Juden seit der Machtübernahme der Nazis systematisch gedemütigt und entmenschlicht wurden. Tragischerweise ist es den Nazis gelungen, ihre Gewaltfantasien über die Juden in den Vernichtungslagern zu verwirklichen. Das Grauen und die Trauer, die mit Auschwitz verbunden sind, stehen im Mittelpunkt dieses Buches.

Zur Vorbereitung auf dieses Buch gehörte auch der Dokumentarfilm „The Last Survivors“ („Die letz-

ten Überlebenden“), den die BBC mit Lydia Tischler und anderen Überlebenden gedreht hat und der am Holocaust-Gedenktag, 27. Januar 2019, dem Jahrestag der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau durch die Sowjets im Januar 1945, ausgestrahlt wurde.

Die Filmkamera hielt nicht nur diejenigen fest, die die Vernichtungslager überlebt haben und Zeugnis abgeben konnten, sondern auch deren Nachkommen. Die Traumata, die lange unausgesprochenen geblieben sind, hatten und haben verheerende Auswirkungen auch auf die nachfolgenden Generationen von Holocaust-Überlebenden.

In der Dokumentation zeigt sich, dass manche der interviewten Personen auch ein halbes Jahrhundert nach Auschwitz noch nicht in der Lage waren, über ihre Erfahrungen zu sprechen. Zwei der Überlebenden drückten sich auf besondere Art und Weise aus. Der Bildhauer Maurice Blick konnte erst durch die bildnerische Umsetzung des von ihm Erlebten „sprechen“. Lydia Tischler spricht als Psychotherapeutin nüchtern über die Fessel, mit denen ein Gewalttäter seine Opfer an sich bindet. Sie spricht darüber, wie es ihr gelungen ist, sich aus dieser Bürde zu befreien: „Sie haben es nicht geschafft, mich zum Opfer zu machen“, sagte mir Lydia Tischler über die Nazis.

Wir haben nicht über metaphysische Fragen von Schuld und Strafe diskutiert, auch nicht über die „Banalität des Bösen“, wie Hannah Arendt die Vernichtungsmaschinerie nach dem Krieg beschrieb. Das Wort „Vergebung“ klingt unpassend, wenn man

an die Ermordung von Millionen von Menschen denkt; keiner von uns hat es benutzt. Dennoch gelang es Lydia Tischler, sich von ihren Fesseln, mit denen sie an die Urheber der Gewalt, die auf tragische Weise ihr eigenes Schicksal und das Hunderttausender anderer Familien während des Krieges prägte, zu lösen. Sie hat es geschafft, aus der Hölle des Holocaust freizukommen.

Die Geschichte von Lydia Tischler könnte hier enden. Wie für so viele andere bedeutete das Ende des Krieges vor allem Verwirrung und Sorge um die einfachsten persönlichen Belange. Dazu gehörte auch die Enttäuschung über die Nichterfüllung ihres Traums, in dem es ihrer Mutter wie durch ein Wunder gelingen sollte, Auschwitz zu überleben. Oder der nicht erfüllte Wunschtraum, in dem ihr Vater, der in einem neuen Land, wohin er noch vor dem Ausbruch des Krieges flüchten konnte, zu Größe und Reichtum kommen sollte.

Die Biografie von Lydia Tischler, einer Psychologin und Holocaust-Überlebenden, ist Porträtskizze einer tragischen Epoche, die sich nicht in einem Vakuum abspielte.

Das Buch ist eine Ermahnung, dass die größten Tragödien subtil beginnen, etwa mit Gewaltfantasien. Vergebung ist kein sentimentales Gefühl, sondern eine praktische Abwehr gegen das Böse, das die Macht hat, einen Menschen von innen heraus zu zermürben und dessen Auswirkungen sich über Generationen erstrecken können.

Ich möchte David Holub, einem bekannten tschechischen Psychiater, danken, der mich auf die Geschichte von Lydia Tischler aufmerksam gemacht hat.

Petr Vizina

Prolog

Dieses Buch ist durch eine Reihe glücklicher Zufälle entstanden. Die Idee dazu kam von meinem Freund David Holub. Während eines Aufenthalts in Prag stellte er mich seinem Freund Petr Vizina vor, der freischaffender Journalist ist und ehemaliger Leiter der Kulturabteilung eines Fernsehkanals. Er interviewte mich zunächst für eine Radiosendung, die 2020 ausgestrahlt wurde. Zufällig war Davids Nachbarin die Regisseurin Levne Knihy. Sie schlug vor, den Verlag Vysehrad zu kontaktieren, dessen Leiterin, Frau Toskova, der Ansicht war, dass meine Kriegserlebnisse einer Überlieferung durchaus wert seien. Petr Vizina erklärte sich bereit, dieses Projekt mit mir anzugehen, und durch seine scharfsinnige und einfühlsame Interviewtechnik gelang es uns, eine schlüssige Darstellung meines Lebens wiederzugeben. Petr Vizina schaffte es, die entscheidenden Kriegserlebnisse, die mein späteres Leben tiefgreifend prägten, mit großem Feingefühl und Geschick zu erfassen. Es ist eine Geschichte, die im Rückblick erzählt wird und rund 85 Jahre meines Lebens umfasst. Obwohl einige Erlebnisse im Laufe der Zeit zweifellos umgeformt und von meinem Unbewussten gefiltert wurden, sind viele der Ereignisse so in

meiner Erinnerung verankert, als wären sie erst letzte Woche geschehen.

Viele Leute haben dazu beigetragen, dass ich zu dem Menschen geworden bin, der ich heute bin: Meine Eltern, die mir durch ihre Liebe unter anderem einen moralischen Kompass mitgegeben haben, der mich bis heute leitet. Meine Schwester, der ich nacheiferte und die sich um mich kümmerte, als meine Eltern nicht mehr da waren. Zahlreiche andere haben mich unterstützt und mir geholfen, dorthin zu gelangen, wo ich heute bin. Ich bin ihnen allen sehr dankbar. Ich hatte das Glück, viele gute Freunde zu haben, von denen einige leider nicht mehr leben. In der zweiten Hälfte meines Lebens gründete ich eine eigene Familie und heiratete meinen ehemaligen Kollegen Salo Tischler, der Witwer geworden war. Salo ist mir eine große Stütze und ein fester Halt. Unsere Liebe und Wertschätzung füreinander beruhte immer auf Gegenseitigkeit.

Während Petr Vizina für den Stil und das literarische Format dieses Buches verantwortlich ist, liegt die Verantwortung für dessen Inhalt ausschließlich bei mir.

Vorwegnahme

Ich meldete mich freiwillig nach Auschwitz, denn meine Mutter und meine Schwester waren bereits dorthin einberufen worden. Es gab nur wenige Freiwillige, und obwohl die Organisatoren des Transports uns zunächst nicht mitnehmen wollten, hatten sie letztendlich einen Waggon über und wir konnten mit.

Die Züge nach Auschwitz kamen immer nachts an. Helle Reflektoren, elektrischer Stacheldraht und Soldaten mit Bajonetten und Wachhunden empfingen die Ankömmlinge. Es war mir zugleich bewusst und unbewusst, was uns in Auschwitz erwartete. Uns selbst gegenüber haben wir verleugnet, dass wir von den Gaskammern wussten. Die ersten Deportierten bekamen bei ihrer Ankunft Postkarten und wurden gezwungen, ihren Angehörigen zu schreiben, dass es ihnen gut gehe. In Theresienstadt kursierten Gerüchte über Gaskammern in Auschwitz. Man vereinbarte einen Code: Ein Kreuz – x – in der linken Ecke der Postkarte bedeutete, es gibt Gaskammern, zwei Kreuze – xx – bedeuteten, es gibt keine. Als dann Karten ankamen, die die Existenz von Gaskammern bestätigten, redeten sich die Leute ein, es handle sich um einen Irrtum. Dabei

wird deutlich, wie stark die Abwehrmechanismen des Menschen sein können – in diesem Falle die Verleugnung.

Ich bin zwar von Beruf Psychologin, aber durchaus auch ein praktisch veranlagter Mensch. Bevor die Deportationen nach Theresienstadt begannen, organisierte jemand in Ostrau Kurse, wo man lernte, wie man einen Rucksack packt. Mein Onkel Oskar besuchte einen dieser Kurse, und obwohl ich zu jung war, um selbst teilzunehmen, muss ich ihm zu Hause beim Packen zugehört haben, denn ich wurde zu einer wahren Packexpertin. In Theresienstadt war ich dann die Hauptpackerin in unserem Zimmer, und bis heute packe ich sowohl Rucksäcke als auch Koffer mit Bravour. Ich erinnere mich, wie ich für eines der Mädchen, das zum Transport in den Osten beordert wurde, einen Rucksack packte. Sie wollte all ihre Tagebücher mitnehmen, wohingegen ich, ganz praktisch veranlagt, ein weiteres Paar Schuhe sinnvoller fand. Wir stritten eine Weile, und ich weiß heute nicht mehr, wer am Ende Recht bekam. Ich erinnere mich aber, dass es einer der ersten Gedanken war, die mir in den Sinn kamen, als ich selbst in Auschwitz ankam. Hätten wir gewusst, was uns dort erwartete, hätten wir uns den Streit sparen können.

Ein weiterer Gedanke, der mir in den Sinn kam, war der Sauberkeitsfimmel meiner Mutter. Es war unbeschreiblich, wie dreckig es in Auschwitz war; die Luft stank regelrecht nach Angst. Meine Mutter kam zusammen mit meiner Schwester vor mir in Auschwitz an. Auf dem Weg vom Zug ins Lager musste jeder Gefangene an Mengele (dem Todes-

arzt) vorbei, der mit einer Handbewegung über Leben und Tod entschied. Wer nach links geschickt wurde, durfte leben, wenn auch nicht lange; nach rechts ging es direkt in die Gaskammern. Meine Mutter wurde tragischerweise nach rechts geschickt. Ich hatte zwei Mäntel an – wir trugen alles, was wir finden konnten. Mengele sah mich an, erklärte mich für „stark wie ein Pferd“ und schickte mich nach links, wie auch meine Schwester Ruth. Als sie mich in der großen Halle sah – wir waren kaum wiederzuerkennen, da wir inzwischen nackt ausgezogen und uns die Haare abrasiert worden waren –, wäre sie beinahe in Ohnmacht gefallen. Sie hatte geglaubt, ich sei in Theresienstadt sicher zurückgeblieben. Später zermürbten sie die Schuldgefühle, weil sie überlebt hatte, unsere Mutter aber nicht. Sie war nicht die Einzige, die unter Überlebensschuld litt. Schuldgefühle folgen keiner Logik. Ihre wurden noch verstärkt dadurch, was ich erst vor kurzem erfuhr: dass sie allein zum Transport beordert worden war und meine Mutter sich daraufhin freiwillig meldete, um sie zu begleiten. Ich hatte das Glück, später meine Erlebnisse mithilfe meiner Psychoanalyse zu bearbeiten.

Für die Nazis waren wir keine Menschen. Wir waren „Untermenschen“ – weniger als menschlich. Nur Hitler konnte einen solchen Begriff formulieren. Warum hielt er Juden, Roma und Slawen für untermenschlich? Eine Erklärung bietet sich an: Auf diese Weise konnte Hitler seine „arische“ Herkunft aufwerten und damit seine eigenen Minderwertigkeitsgefühle verleugnen, unter denen er als Verlie-

rer des Ersten Weltkriegs und auch als gescheiterter Maler offenbar litt.

Wenn ich mich mit dieser nationalsozialistischen Sichtweise auf meine Person identifiziert hätte, hätte ich mich tatsächlich als Untermensch gefühlt. Und wenn ich mich mit dem Schmerz identifiziert hätte, den die nationalsozialistische Sichtweise auf die Juden als Untermenschen hervorrief, wäre ich selbst zum Opfer geworden. Aber damit hatten die Nazis bei mir nie Erfolg. Vielmehr bewirkte es das Gegenteil und gab mir ein Gefühl moralischer Überlegenheit.